Verba volant

Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs
www.landesarchiv.at

Nr. 35 (10.09.2008)

Buchpräsentation „Geschichte Österreichs“

Alois Niederstätter

Vortrag auf Einladung der Buchhandlung Brunner zur Buchpräsentation am 27. September 2007 (Buchhandlung Brunner). Alle Rechte beim Autor.

Alois Niederstätter, Geschichte Österreichs. Stuttgart 2007.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, dass Sie so zahlreich zur Vorstellung meiner Geschichte Österreichs gekommen sind, freut und ehrt mich sehr, ich danke Ihnen dafür ganz herzlich. Frau Mag. Verena Brunner-Loss bin ich für die freundliche Begrüßung und für den schönen Rahmen, in dem die Präsentation hier in der Buchhandlung Brunner stattfinden darf, sehr dankbar, Herrn Mag. Schuchter von der Marketingabteilung des Hauses für die Organisation der Veranstaltung. Der Verlag W. Kohlhammer in Stuttgart hat die Anregung für das Buch gegeben und sein Werden bestens betreut, auch dafür ein herzliches Dankeschön. Dass es – als Produkt vieler Abende und Wochenenden – entstehen konnte, ist nicht zuletzt dem Verständnis meiner Familie, insbesondere meiner Frau Susanne, zu verdanken.

Wie stellt man nun eine Geschichte Österreichs vor? Ihnen 2000 Jahre österreichischer Vergangenheit – von der Eingliederung ins römische Reich bis zur Regierungsbildung zu Beginn dieses Jahres – Revue passieren zu lassen, ist zum einen auch dem geduldigsten Publikum nicht zuzumuten, zum anderen würde damit Ihrer Lektüre des Buches, auf die ich doch ins-

geheim hoffe, vorgegriffen. Deswegen wollte ich eigentlich über die Unmöglichkeit referieren, ein solches Buch zu schreiben, was allerdings – als zu negativ – beim Verlag nicht auf Gegenliebe stieß. Auch ein Titel meiner Ausführungen wie etwa „Variationen über Sisi, Mozartkugeln und Lipizzaner“ fand – weil zu wenig ernsthaft – keine Gnade.

Ich werde freilich auf beides nicht ganz verzichten können, weder auf die Problematik einer an modernen Grenzen orientierten Geschichtsschreibung noch auf die Klischees, in denen sich zuweilen auch die Historie sehr gemütlich einrichtet.

Auch nachdem sich die Geschichtswissenschaft im Verlauf des 19. Jahrhunderts als eigenständige Disziplin an den Universitäten etablieren konnte, blieben Staatsgeschichte, Ländergeschichte und schließlich Nationalgeschichte ihre vornehmsten Themen – freilich aus sehr verschiedenen Blickwinkeln: Ein der habsburgischen Reichstradition verpflichteter Wiener Historiker kam selbst hinsichtlich des europäischen Mittelalters geradezu zwangsläufig zu anderen Wertungen als sein nationaltschechischer Fachkollege in Prag, dem die Habsburgermonarchie ein Völkerkerker war. Entweder ging es darum, das Entstehen von Territorien als zielgerichtete, notwendig so und nicht anders verlaufene historische Prozesse zu erklären. Oder es galt, mit durchaus identischen historischen Argumentationsmustern das Zerschlagen bestehender und das Werden neuer Gemeinwesen vorzubereiten bzw. zu legitimieren.

Wenn sich die Geschichtswissenschaft heute in aller Regel nicht mehr als Hüterin nationalen oder regionalen „Eigen-Seins“ (oder: Eigensinns), als Verteidigerin von Grenzen versteht, bleibt sie dennoch unlösbar in ihnen verfangen, nicht zuletzt indem sie nach wie vor den Rahmen für Orts-, Landes- und Staatsgeschichten vorgeben – das umso mehr, als man das im Nachkriegseuropa wiedererrichtete bzw. neu geschaffene Ordnungssystem mitsamt seinen Grenzen für unverrückbar erklärt und mit der Fiktion homogener, stabiler Staatsnationen abgestützt hatte.

Wie labil diese Nachkriegswelt unter der Oberfläche der im Kalten Krieg verfangenen Blöcke tatsächlich war, wie tief man gerade im Einzugsgebiet der ehemaligen Habsburgermonarchie noch immer im 19. Jahrhundert steckte, dass selbst die Verlassenschaft des Ersten Weltkriegs keineswegs gänzlich abgewickelt war und ist, hatten wir im letzten Jahrzehnt des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts nachdrücklich zu lernen.

Was uns heute durch die Staatsgrenze ein für allemal festgelegt, allein vom Umriss her als Österreich sofort erkennbar ist, hat mit jenem Österreich, wie es im 15., im 17., im 19. Jahrhundert gedacht wurde, wenig zu tun. So war etwa das nachmalige Burgenland seit jeher ein Teil Westungarns, der erst 1921 als Folge der Friedensverträge von St. Germain und Trianon zu Österreich geschlagen wurde. Und Mozart kann – wie bedauerlich es für manche auch sein mag – nun einmal nicht als Österreicher beansprucht werden, auch wenn er als Wunderknäblein auf der Kaiserin Schoß saß, denn das Herrschaftsgebiet der Fürsterzbischöfe von Salzburg bildete bis ins beginnende 19. Jahrhundert ein eigenständiges Territorium im Rahmen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation.

Dagegen begegnet uns „Österreich“ vielerorts außerhalb seiner modernen Grenzen. Als König Friedrich III. 1442 während seines Krönungsumritzes nach Freiburg im Uechtland – Fribourg in die heutige Schweiz – kam, empfingen ihn die begeisterten „*hie Oesterreich*“-Rufe der Bevölkerung. Die Ankunft ihres Stadtherrn rührte die Bürger zu Tränen, ihre Begeisterung für Österreich kannte, wie die Chronisten berichten, keine Grenzen. Derselbe Friedrich war hingegen für die Wiener, die Linzer kein Österreicher, sondern ein Landfremder, ein „Steirer“.

Damals, im späten Mittelalter, bedeutete „Österreich“ zweierlei: zum einen das Herzogtum Österreich, etwa das heutige Ober- und Niederösterreich umfassend, und zum anderen das „Haus Österreich“ (*domus Austriae*), nämlich die der Familie der Habsburger angehörigen Fürsten – oder einfacher: die österreichischen Fürsten. Der Name des wichtigsten Territoriums, des Herzogtums Österreich, war auf die Dynastie übergegangen. Kein Steirer, kein Kärntner, kein Tiroler wäre damals – obwohl unter habsburgischer Herrschaft stehend – auf den Gedanken gekommen, sich als „Österreicher“ zu bezeichnen. Einzig der Landesfürst waren den Herzogtümer Österreich, Steier und Kärnten, der Krain, der Grafschaft Tirol gemeinsam.

Und wie immer: Es hätte ganz anders kommen können. Wäre an jenem denkwürdigen 26. August 1278, als bei Dürnkrut und Jedenspeigen die Ritterheere König Rudolfs I. von Habsburg und König Otakars von Böhmen aufeinander trafen, nicht ein gewisser Heinrich Walter von Ramschwag, ein Dienstmann des Abts von St. Gallen, nicht weit von hier ansässig, zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen, um dem vom Pferd geschlagenen Habsburger beizustehen, hätte die Geschichte – spekulativ – wohl einen

völlig anderen Verlauf genommen: Otakar hätte die Schlacht gewonnen, die Habsburger wären, kaum dass sie die Bühne der Reichspolitik betreten hatten, auch schon wieder von ihr verschwunden, Ober- und Niederösterreich, die Steiermark und Kärnten wären Nebenländer der böhmischen Krone geworden, Tirol nie von Bayern getrennt worden. Wenn man es genau nimmt, steht also Heinrich Walter von Ramschwag am Beginn der mit dem Namen Habsburg verknüpften österreichischen Geschichte.

Was nachfolgenden Generation als Ergebnis zielgerichteter Politik, als Resultat eines ausgeklügelten Konzepts erschien, erweist sich, im jeweiligen Kontext betrachtet, meist als Produkt des Zufalls – oder, wenn man will, als eines der Vorsehung.

Die berühmte, aber nicht zeitgenössische Auslegung eines Ovid-Verses *„Bella gerant alii, tu felix Austria nube“* („Mögen andere Krieg führen, Du, glückliches Österreich, heirate“) prägt die Vorstellung über die Entstehung des Habsburgerreiches bis heute, suggeriert, Burgund, Spanien, Ungarn und Böhmen sei einem von der Göttin Venus verwöhnten, friedliebenden Haus Österreich einfach ins Ehebett gefallen. Mitnichten: Maximilian I. hatte 1494/95 die Verheiratung der spanischen Königskinder Donna Juana und Don Juan mit seinen Kindern Philipp und Margarete nur arrangiert, um ein Bündnis mit Spanien zu bekräftigen, das dem Zurückdrängen französischer Interessen dienen sollte. Mehr war nicht geplant. Damit Spanien habsburgisch werden und jenes Reich entstehen konnte, in dem die Sonne nicht unterging, mussten zunächst, was keineswegs vorherzusehen war, drei spanische Thronanwärter sterben.

Auch als 1515 der Doppelheiratsvertrag zwischen den Kaisererkeln Ferdinand und Maria einer- sowie Ludwig und Anna von Ungarn andererseits ratifiziert wurde, ahnte niemand, dass mit dem Tod Ludwigs in der Türken Schlacht bei Mohács 1526 der Erbfall zugunsten Österreichs eintreten, die Kronen Ungarns und Böhmens samt deren Nebenländer an Habsburg übergehen würden, der Grundstein für die Donaumonarchie gelegt war.

Zur selben Zeit, als das Haus Habsburg den Sprung zur Weltmacht schaffte, wurden aber auch die Weichen für ein kleineres Österreich gestellt, vollendeten die Habsburger im Rahmen einer planvollen Politik den Ausbau ihrer Alpen- und Donauländer zu geschlossenen Territorien, das Herzogtum

Kärnten wuchs zusammen, Tirol erhielt jene Gestalt, die es bis zum Ende des Ersten Weltkriegs beibehielt, Vorarlbergs Konturen begannen sich abzuzeichnen.

Die lange Zeit zentralistisch orientierte, auf Wien fokussierte österreichische Geschichtswissenschaft schuf ein bequemes Modell: Für sie war und ist die 996 als *Ostarrichi* erstmals genannt kleine Mark an der Donau der Nukleus, Wien von Anfang an das Zentrum, während die ‚österreichischen Alpenländer‘ kraft innerer Vorherbestimmung wie von selbst an dieses Österreich gefallen und darin aufgegangen seien.

Damit ließ sich auch jenes Rest-Österreich erklären, das entstand, als nach dem Ersten Weltkrieg die Waffen ruhten und es hieß, „et ce qui reste, c’est l’Autriche“ – ein Österreich, an dessen Überlebensfähigkeit damals die meisten gezweifelt hatten, das letztlich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts allmählich zu selbst fand und begann, sich – im Gegensatz zur Ersten Republik und dem Ständestaat, die sich ausdrücklich als „deutsch“ verstanden hatten – mit Erfolg als eigene Nation zu definieren.

Der Staatsvertrag, die Neutralität als eine der Säulen der neuen österreichischen Identität, aber auch das „Wirtschaftswunder“ und nicht zuletzt sportliche Erfolge wie der legendäre Sieg der österreichischen Fußballnationalmannschaft über die deutsche bei der Weltmeisterschaft 1978 im argentinischen Córdoba, trugen zum Aufbau eines „national“ verstandenen Österreich-Bewusstseins bei. Von der Mitte bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wuchs der Anteil jener, die die Existenz der österreichischen Nation bejahten, von weniger als 50 auf über 80 Prozent an.

Eines der frühen „österreichischen“ Geschichtswerke, die „Chronik von den 95 Herrschaften“, die der Augustiner-Eremit Leopold von Wien im ausgehenden 14. Jahrhundert niederschrieb, ist über weite Strecken frei erfunden. Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – galt sie noch lange als quasi offiziöse Darstellung. Dem gegenüber hatte Abt Johann von Viktring ein paar Jahrzehnte zuvor sein Hauptwerk mit dem Titel „*Liber certarum historiarum*“ – „Buch gesicherter Ereignisse“ versehen.

Mit diesem Titel hat Johann von Viktring, Jahrhunderte bevor es eine von einem Kriterienkatalog reglementierte Geschichtswissenschaft überhaupt gab, den Nagel auf den Kopf getroffen. Es geht bei der Arbeit des Historikers um nicht mehr – aber auch um nicht weniger –, als Modelle zu

erstellen, die durch Übereinstimmung mit möglichst vielen der überlieferten Quellen auf der Grundlage des jeweiligen Wissenstandes als abgesichert gelten dürfen. Sie bleiben aber Modelle, „wie es gewesen sein könnte“. Zum einen sind stets reversibel, zum anderen vereinfachen sie zwangsläufig sehr stark, denn: Ein historischer Vorgang ist aufgrund der ihm innewohnenden Komplexität grundsätzlich nicht in seiner Gesamtheit nachvollziehbar. Geschichte kann somit nur einen Bruchteil des Geschehenen darstellen, nie aber das Geschehene an sich – sie muss sich somit als stets problematische und der Unvollständigkeit bewusste Rekonstruktion dessen verstehen, was nicht mehr ist. Deshalb kann es nicht nur Kontroversen geben, es muss sie sogar geben. Im Übrigen sind weder Liebe noch Hass, weder Mitleid noch moralische Entrüstung geeignete Ausgangspositionen für historisches Forschen, sondern ein objektorientiertes, unvoreingenommenes, wissenschaftlich diszipliniertes Verhältnis zur Vergangenheit.

Was auf dieser Grundlage erarbeitet wird, wirkt jedoch, selbst wenn sich die Fachwelt einig sein sollte, keineswegs zwangsläufig in die Breite, beeinflusst und formt keineswegs zwangsläufig das kollektive Geschichtsbild. Im Gegenteil – wissenschaftlich fundierte Geschichtsmodelle und ein mehr oder weniger diffuses allgemeines Geschichtsbewusstsein können, ohne viel miteinander gemein zu haben, problemlos und auf lange Frist nebeneinander existieren – auch aus handfesten politischen oder ökonomischen Interessen.

Damit sind wir freilich wieder bei Sisi, den Mozartkugeln und Lipizzanern angelangt, bei Plüschi, Barock und Milchrahmstrudel, bei der lustvoll gepflegten Vorstellung der Österreicher als einem Volk von Phäaken, das sich in berufsständischer Hinsicht zu gleichen Teilen aus Hofräten, Baronen und Schilhrern zusammensetzt. Wäre da nicht der Herr Karl, wäre da nicht die in den letzten Jahren mehrfach mit ungläubigem Staunen zur Kenntnis genommene Tatsache, dass Österreich – Hermann Maier und der willigen Opferrolle unserer gegenwärtigen Fußballnationalmannschaft zum Trotz – doch nicht everybody's darling ist.

Die Vorstellung einer gemeinsamen Vergangenheit ist unter den Identität stiftenden Faktoren ein besonders wirksamer. Die Palette reicht von den Stammeslegenden der Frühzeit bis zu den kollektiven Geschichtsbildern der Moderne – getreu dem Motto: „Wer die Vergangenheit kontrolliert, beherrscht die Zukunft“.

Ein halbes Jahrhundert hielt der Konsens, Österreich sei das erste, im Grund unschuldige Opfer Hitlers gewesen - ebenso staatstragend wie der rührende Glaube an die Wirkmächtigkeit unserer Neutralität und überaus praktisch, denn er machte es möglich, die Jahre zwischen 1938 und 1945 aus der österreichischen Geschichte auszuklammern und, da Österreich in dieser Zeit eben nicht existiert habe, der deutschen zuzuweisen.

Dass dieses Konstrukt dem Wortlaut der Moskauer Deklaration von 1943 entsprach, dass Österreichs Politiker der Stunde Null, eben aus den Konzentrationslagern, den Gefängnissen, aus der Emigration gekommen, es tatsächlich so empfunden haben, dass es ihnen realpolitisch darum gehen musste, einen von Deutschland unabhängigen Weg zu beschreiten, aus nahe liegenden Gründen nicht als Rechtsnachfolger des Dritten Reichs angesehen zu werden, sollte freilich nicht unberücksichtigt bleiben.

Dazu kamen Versatzstücke einer veritablen Habsburgernostalgie, vor allem Sisi, die wir uns noch heute kaum anders als die junge Romy Schneider vorstellen können, dann das Mariandl aus dem Wachauer Landl und ihr Hofrat Geiger, längst wieder austrifizierte UFA-Stars. Die Kärntner haben zudem ihren Abwehrkampf, die Tiroler ihren Andreas Hofer und die Sozialdemokratie das Trauma des Jahres 1934.

Apropos Andreas Hofer: Wenn unsere Tiroler Nachbarn ihn 2009 zum großen 200-Jahr-Jubiläum wieder aus der Schublade holen, werden sie wohl kaum in den Vordergrund stellen, wie Heinrich Heine, der gnadenlose Spötter, ihre heldenhaften Altvorderen einschätzte: „Von der Politik wissen sie nichts, als daß sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rote Hosen trägt; das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredsam vorstellten, daß sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen und küßten Weib und Kind und stiegen von den Bergen hinab und ließen sich totschiessen für den weißen Rock und die lieben alten roten Hosen.“ Was für Heine der sinnlose Tod verführter Unwissender war, wurde zu einem Symbol der liberalen deutschen Nationalbewegung sowie zum bis heute zentralen Element der Tiroler Identität, ge- und missbraucht von jeglicher ideologischer Richtung. Der modernen Geschichtsschreibung hingegen ist die Tiroler Erhebung des Jahres 1809 die Reaktion konservativer bäuerlicher Eliten auf einen immensen Modernisierungsschub, der sie in ihrer sozialen Position, in ihrer

Funktion bedrohte. So unterschiedlich, meine Damen und Herren, kann die Bewertung ein und desselben Ereignisses ausfallen. Und so ist es denn auch kein Paradoxon mehr, dass der Text des Andreas-Hofer-Lieds („Zu Mantua in Banden“), der Tiroler Landeshymne, von Julius Mosen, einem protestantischen, radikal-liberalen Jenaer Burschenschafter jüdischer Herkunft, stammt.

In einem historischen Längsschnitt, wie er von einer Geschichte Österreichs erwartet wird, muss es zum einen darum gehen, den politisch-territorialen Bogen zu spannen von der Römerzeit zur bajuwarischen Siedlungstätigkeit im Frühmittelalter, von den ersten Organisationsformen als Mark gegen Awaren und Ungarn, vom babenbergischen Herzogtum und dem „Alpenstaat“ der Habsburger, der vom 16. Jahrhundert an im Verband des Heiligen Römischen Reichs zur europäischen Macht mutierte, zum 1804 nolens volens proklamierten österreichischen Kaisertum, der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie nach dem Ausgleich von 1867 und schließlich zur kleinen Republik Österreich des 20. Jahrhunderts – mit all den Katastrophen und Zäsuren, die dazwischen lagen.

Genauso hatte der gesellschaftliche und kulturelle Wandel im Verlauf des Mittelalters Platz zu finden, selbstverständlich auch die enormen politischen, sozialen und kulturellen Verwerfungen, wie sie etwa Reformation und Gegenreformation in den österreichischen Alpen- und Donauländern hervorriefen. Während im Westen gegenreformatorische Maßnahmen bald Wirkung zeigten und den evangelischen Kultus in den Untergrund drängten, bekannte sich in Ober- und Niederösterreich, in Kärnten und der Steiermark auch weiterhin die Mehrheit der Bevölkerung schichtenübergreifend zum neuen Glauben, was die Obrigkeit zu zunehmend repressiven Maßnahmen greifen ließ. Ihre zeitlich letzten Ausläufer war die Ausweisung von mehr als 20.000 Salzburger Protestanten im Jahr 1731 sowie von 300 Zillertalern noch 1837. Mit in diesen Kontext gehören auch die Bauernkriege des 16. und 17. Jahrhunderts als Fanale sozialer, politischer und religiöser Unzufriedenheit, Namen wie Michael Gaismair oder Stephan Fadinger. Zwei weitere Gegenreformationen erlebte Österreich im autoritären Ständestaat sowie – vor allem im ländlichen Raum – in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg.

Gegenreformation und Barock bewirkten die grundlegende Neugestaltung der österreichischen Kulturlandschaft – keineswegs nur auf baulichem, heute für die touristische Vermarktung höchst bedeutsamem Gebiet

(Stichwort „Klösterreich“): Bis weit ins 20. Jahrhundert hat die Barock-Kultur die politische Kultur Österreichs eingefärbt, die Mentalität geprägt: durch eine ungewöhnlich scharfe Hierarchisierung der Gesellschaft, die als fein gesponnenes Netz über dem Klassengefüge liegt und mit dem die österreichische Leidenschaft für Titel zusammenhängt; dann das Zeremoniell als äußerer Ausdruck der Hierarchie, der Sinn für die theatralische Inszenierung, die Neigung zur einer verschnörkelten, unscharfen Sprache, zum Bonmot, zum Feuilleton sowie – als eine Art feudales Relikt – die große Bedeutung persönlicher Beziehungen und der Intervention.

Es ist jener Geist, dem Kaiser Franz huldigte, als er den Professoren des Laibacher Lyzeums 1821 ins Stammbuch schrieb: „Halten sie sich übrigens an das Alte, denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich gut dabei befunden; warum sollten wir es nicht? Es sind jetzt neue Ideen in Schwung, die Ich nicht billigen kann und nie billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten Sie sich an das Positive, denn Ich brauche keine Gelehrten, sondern brave rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer Mir dient, muß lehren, wie Ich befehle; wer dies nicht thun kann, oder Mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder Ich werde ihn entfernen.“

Eine ganz andere, gleichfalls bis in die Gegenwart reichende, typisch österreichische Entwicklungslinie ist der Josephinismus, benannt nach Kaiser Joseph II. und seinem Reformwerk – aus dem Geist der Aufklärung stammend, nüchtern, sachlich, Aufklärung verstanden als permanentes Erziehungsprogramm der Menschen, als Prozess der Selbsterziehung zur Freiheit, von oben und von unten, wobei in Österreich die Erziehung von oben bei weitem überwog.

Kaiser Josephs II. Reformwerk erscheint, weil vor allem dem Begriff der öffentlichen Wohlfahrt verpflichtet, „modern“. „Wohltätigkeitsanstalten“ zur Versorgung Armer, Behinderter sowie psychisch Kranker entstanden, ebenso das Allgemeine Krankenhaus in Wien. Mit der 1781 erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen ging Joseph als „Bauernbefreier“ in die Geschichte ein. 1787 schaffte eine Reform des Strafrechts die Todesstrafe ab, an deren Stelle lebenslange Zwangsarbeit trat. Neuerungen gab es auch im Zivilrecht, das die Ehe zu einem Vertrag machte, die berufliche Benachteiligung unehelich Geborener beseitigte und die erbrechtliche Stellung der Frauen verbesserte. Außerdem änderte sich das

Verhältnis zwischen Staat und – katholischer – Religion grundlegend. Das religiöse Bekenntnis des Einzelnen wurde Privatsache; die konfessionelle Einheit verlor ihren staatstragenden Charakter; der Anspruch, notfalls mit Gewalt für das Seelenheil der Untertanen Sorge tragen zu müssen, verschwand aus dem Katalog der Staatsziele, Toleranzpatente für Protestanten und Juden stellten diese im öffentlichen Leben gleich. Bis heute wird mit den Reformen Josephs II. allerdings in erster Linie die Aufhebung zahlreicher Klöster in Verbindung gebracht.

Obwohl kontrovers beurteilt, blieb josephinisches Substrat wichtiger Bestandteil der Elitenideologie, insbesondere der laizistische Flügel, Liberale, Deutschnationale und Sozialdemokraten, entwickelten Sympathien für den aus ihrer Sicht modernen, sozialen und vor allem antiklerikalen Kaiser, eben weil sie „ihren“ Staat ein wenig „josephinisch“ wünschten: zentralistisch organisiert, am Gemeinwohl orientiert, getragen von einer aufgeklärten, die Bildungselite repräsentierenden Staatsverwaltung, die in der Pflicht steht, dem nach wie vor konservativen, abergläubischen Volk allmählich den Fortschritt zu lehren. Unmittelbar wirksam blieb der Josephinismus schon deswegen, weil die von ihm geprägte Bürokratie einen entscheidenden Faktor für den Zusammenhalt des multiethnischen Habsburgerreichs bildete.

Wenn sich Bruno Kreisky, der von den Medien zum „Sonnenkönig“ stilisierte politische „Übervater“, gerne unter einem Portrait Kaiser Franz Josephs fotografieren ließ, war das zwar die publikumswirksame Verwendung eines populären historischen Versatzstückes, aber sowohl ideologisch wie in Hinblick auf die Persönlichkeitsstrukturen der beiden ein Fehlgriff. Selbstverständlich hätte sich der Kanzler mit Joseph II. zeigen müssen, kann doch Kreiskys Konzept als das Projekt eines aufgeklärten, in gewisser Weise „spätjosephinischen“ Sozialstaats gelten, der als wohlmeinende Obrigkeit mit Hilfe eines mächtigen Apparats um den Bürger von der Geburt bis zum Tod besorgt ist, ihm Arbeit und Auskommen garantiert, sich freilich auch vorbehält, ihn gegebenenfalls zu seinem Glück zu nötigen. Darin liegt wohl der politische Erfolg der Ära Kreisky begründet. Dazu kam seine Außenpolitik, die – obwohl nicht unumstritten – das Gefühl gab, dass Österreich erstmals seit den Tagen der Habsburgermonarchie im Konzert der Großen wieder Beachtung fand.

Andererseits ermöglichte der Josephinismus die Frühformen der bürgerlichen Öffentlichkeit. Es ist kein Zufall, dass die 1848-er Revolution

am 13. März, dem Geburtstag Kaiser Josephs II., ausbrach. Sie zählt zu den Wendepunkt der österreichischen Geschichte, leitete jene Ära ein, die Golo Mann folgendermaßen charakterisierte: „Auch Österreich kam nicht wieder zur Metternichschen Ruhe. Vor 1848 war es eine große geschichtliche Tatsache gewesen. Seit 1848 war Österreich ein beständig sich neu definierendes, prüfendes und verwerfendes Staatswesen, wie ein Kranker, der auf seinem Bett immer nach neuen Lagen sucht. Eine Krankheit des Staates, nie geheilt, immer mit neuen Mitteln traktiert und dann wieder hoffnungslos ihrem eigenen Gesetz überlassen – das ist die Geschichte der langen, langen Regierungszeit Kaiser Franz Josephs. Politische Unschuld und Unbewußtheit blieben verloren.“ Spötter ließen den alten Kaiser daher sagen: „In meinem Reich geht die Krise nicht unter“. Untergegangen, innerhalb weniger Tage am Ende des Ersten Weltkriegs sang- und klanglos zerfallen ist letztlich die Donaumonarchie, von der der tschechische Historiker František Palacký noch gesagt hatte: „Wahrlich! Existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europa's, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen.“ Nicht nur seine Schüler waren schließlich ganz anderer Meinung. Die Enkel und Urenkel entdeckten sie schließlich unter den Vorzeichen der europäischen Integration wieder.

Turning points der österreichischen Geschichte kündigten sich meist vorab im Kulturleben an. Der Neubeginn nach 1945 war gemeinhin mit dem Rückgriff auf Bewährtes, mit der Wiederbelebung eines katholisch-bürgerlich-bäuerlichen Weltbilds bzw. des sozialdemokratischen Arbeiterideals verbrämt worden. Bereits seit den späten Fünfzigerjahren verloren aber die patriarchal-autoritären Strukturen der Nachkriegspolitik, ihr Obrigkeitsdenken, das schwerfällige, intransparente Proporzsystem, die ideologisch noch in den Dreißigerjahren wurzelnde Lagermentalität der Parteien bald schon ihren Konnex zur sich rasch verändernden sozialen Realität.

Dieser Paradigmenwechsel kündigte sich vor allem im kulturellen Schaffen an. Junge Autorinnen und Autoren kritisierten die restaurativen Kräfte der Nachkriegsgesellschaft, experimentierten mit der Sprache, entdeckten den Dialekt für die Literatur. Mit konsequentem Tabubruch und radikaler Ablehnung aller hergebrachten Ästhetik verstörte der „Aktionismus“ die Öffentlichkeit zutiefst. Auf die habsburg-nostalgische Österreichtümelei der Nachkriegszeit folgte die unbarmherzige Abrechnung mit dem österreichischen Selbstverständnis vorab im Kulturschaffen – ein Prozess,

der schließlich mit der so genannten „Waldheim-Affäre“ auch in großer Breite in Gang kam. Der staatstragende, seit dem Kriegsende sorgsam gepflegte Konsens hatte die Schwarz-Weiß-Malerei zum Prinzip der Erinnerungskultur gemacht. Was aus der Sicht der Nachkriegsgesellschaft zu einem integrativen gesellschaftlichen Wiederaufbau notwendig gewesen sein mag, ließ sich ein halbes Jahrhundert nach dem „Anschluss“ nicht mehr aufrechterhalten. Die „Waldheim-Affäre“ zerbrach diesen Konsens und löste eine sehr emotional geführte öffentliche Debatte aus, die noch keineswegs abgeschlossen ist.

Abgeschlossen ist meine kleine Geschichte Österreichs. Angesichts der Vorgaben kann sie nur ein sehr knapper, auf vieles wohl oder übel verzichten müßender Überblick, eine Orientierungshilfe durch gut zwei Jahrtausende Geschichte des „österreichischen“ Alpen- und Donauraums sein, räumlich orientiert an den modernen Grenzen der Republik, aber weiter ausgreifend, wo es notwendig erschien. Den roten Faden geben – zugegebenermaßen sehr konventionell, aber wiederum den Vorgaben entsprechend – die Chronologie und die dynastisch-territorialen Aspekte ab, nach Möglichkeit in Relation gebracht mit den zentralen Themen der Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte.

Ob die Übung geglückt ist, werden Sie, meine Damen und Herren, als potentielle Leserinnen und Leser zu entscheiden haben.